

Nr. 187 Bydgoszcz, 18. August Bromberg 1939

B. Gerde

Das graue Gitter.

Lebensroman eines deutschen Mädchens in China.

(17. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Dr. Spindler pfiff den lieben Augustin. Das tat er immer, wenn er besonders gut aufgelegt war.

„Sie sollen nach dem Besuchsfenster kommen, Schwester Grete", rief er. „Trara, trara, die Post ist da. Wahrscheinlich vom Mütterchen in der Heimat, wenn die Brüder in Tsingtau die Post ausnahmsweise einmal nachgeschickt haben. Oder ein Liebesbrief von Mr. Wyatt? Oder eine Ansichtskarte von Herrn Hessenkamp aus dem Zentralgefängnis in Nanking?"

„Daß Sie Ihre Späße nicht lassen können", seufzte Grete. „Wahrscheinlich nichts anderes als eine neue Verordnung vom General Tschang."

Grete begab sich zu dem letzten Fenster der länglichen Spitalsbaracke und versuchte, ihren Kopf durch das graue Gitter zu stecken. Unten stand ein chinesischer Soldat und steckte einen Brief in die Gabel seiner Bambusstange. Dann reichte er die Stange zum Fenster hinauf. Grete nahm den Brief an sich, ohne die Stange zu berühren, die der Soldat sofort wieder senkte und in einen mit Karbolsäure gefüllten Kübel tauchte.

Dr. Spindler war zu Grete getreten. „Sie sind ja ganz blaß, mein Kind. Ist dieser Mr. Wyatt endlich abgekratzt und haben Sie seine Millionen geerbt?"

„Das ist entsetzlich", schluchzte Grete auf. Dann ließ sie sich auf einen der chinesischen Strohsessel fallen.

„Dr. O'Kean schickt mir die Papiere Wolf Hessenkamps. Er schreibt, daß Wolf Hessenkamp bei einem Fluchtversuch aus dem Spital verhaftet wurde."

„Na also„ meinte Dr. Spindler trocken. „Also doch Zentralgefängnis Nanking?"

„Und was das fürchterlichste daran ist, der Name Hessenkamp wurde mit Bewilligung des Standesamtes in Washington in Camp umgeändert. Hessenkamp ist der Besitzer einer großen amerikanischen Maschinenfabrik und — —"

„. . . also kein Hochstapler. Das wollten Sie doch sagen, Grete? Habe ihn für meine Person auch nicht dafür gehalten, obwohl ich ihn nur nach Ihren Schilderungen kenne."

„Das ist doch aber entsetzlich! Das hätte ich doch wissen müssen! Wissen Sie, Doktor, warum ich mit Ihnen nach Suijuan ging?"

„Kann's mir denken", meinte Dr. Spindler trocken. „Bin ich nicht ein Mann in den besten Jahren?"

„Ich flehe Sie an, um Himmelswillen, können Sie nicht wenigstens jetzt ernst sein! Ahnen Sie nicht, an welchen Gewissensqualen ich leide? Wie meine Liebe zu Wolf mit dem Vertrauen zu ihm kämpfte? Ich wollte nicht, daß er seine Freiheit, seine Ehre für mich aufs Spiel setzte. Ich wußte nicht mehr aus noch ein. Warum hat Wolf mir nicht offen gesagt . . ."

„Weil wahrscheinlich Herr Hessenkamp zu Ihnen nicht das richtige Vertrauen hatte", unterbrach Dr. Spindler die fassungslose Grete. „Nicht ganz zu Unrecht. Sie haben wirklich nicht sehr viel Geschick bewiesen. Die Geschichte mit dem Scheck Mr. Jeffreys? Wenn Sie auch keinen zweiten Bock geschossen hätten wie diesen, aus hundert Kleinigkeiten hätte Mr. Wyatt Sie durchschaut. Ich für meine Person hätte nicht anders gehandelt. Nun sitzen Sie da und weinen. Dabei haben Sie acht Pestkranke mit höchster Septichämie auf Saal II. Oder wollten Sie um einen Urlaub einkommen? Zur Regelung von Familienangelegenheiten? Weinen Sie doch nicht, schade um die schönen Augen!"

„Sie haben recht, Doktor", sagte Grete. „Was nützt es auch in dieser Komödie der Irrungen und Wirrungen? Wir haben an unsere Kranken zu denken."

„Ich kann Sie natürlich entbehren", sagte Dr. Spindler, „obwohl mir Schwester Ellen gestern im Mikroskop einen Kamelmist für Pestbazillen gehalten hat. Ich sage doch immer: nur Kurzstäbchen mit abgerundeten Ecken. Sie kommt mit den Blutuntersuchungen nicht nach."

„Ich denke nicht daran, Sie jetzt zu verlassen, Doktor", gab Grete zur Antwort. „Soll ich untätig in der Quarantäne sitzen und dabei wissen, daß Sie sich hier mit Schwester Ellen zu Tode schinden? Kommt ja gar nicht in Frage. Es ist übrigens Zeit zur Visite. Dr. Sharp arbeitet in der Einlieferung. Ich werde die Masken bringen."

Schwester Ellen war eine amerikanische Krankenpflegerin, die vom englischen Missionsspital in Kaifeng zu Hilfe geschickt worden war. Sie war eine der letzten gewesen, die noch durchkamen. Man sprach damals überall vom Bürgerkrieg. Außerdem lag etwas mit Japan in der Luft. Der Krieg konnte jeden Tag ausbrechen.

Es gehörten starke Nerven dazu, auch nur einen Gang durch die Pestbaracken zu wagen. Noch stärkere, die Säle zu betreten und die Kranken anzufassen. Dr. Spindler und die Schwestern trugen Gummihandschuhe, Gesichtsmasken, weiße Mäntel mit Kapuzen und obendrein Schürzen aus Battist.

Aus den Höfen hörte man das Geheul der Menge, unterbrochen von den schreienden, unheimlichen Gebeten der Tempelpriester. Ganze Prozessionen zogen in das Innere des Barackenlagers.

Eines Tages war es gekommen, plötzlich. Man hatte die Leichen liegen lassen, und die Ratten hatten durch ihre Flöhe die Krankheit in der ganzen Stadt verbreitet. Wenn die Pest kommt, wenn die Chinesen, wie sie stehen und gehen plötzlich vom Fieber geschüttelt zusammenfallen, wenn die wenigen Weißen ruhig weiter leben, um ebenso plötzlich ein Opfer des Todes zu werden, wenn trotzdem das Leben in der Stadt seinen lauten, lärmenden Gang weitergeht, dann wird einem erst klar, was der ewige, uralte Osten ist.

Das Unheimliche an der Pest ist, daß sie unberechenbar ist. Sie schlägt den einen und schont den anderen.

Während die Leichenzüge, einer nach dem anderen sich nach beiden Richtungen durch die Straßen bewegen, wimmeln die Marktplätze von Menschen. In das Weinen und Klagen der Trauernden mischt sich das Rufen und Schreien der Händler. Je näher man den Pestbaracken kam, desto länger wurde der Zug der Krankenträger. Auf Bahren, auf Brettern, ja sogar auf Schubkarren brachte man die Kranken. Man war froh, sie so rasch als möglich abgeben zu können. Man legte einfach die Bahre, das Brett oder den Karren hin, wo noch Platz war.

Chinesische Spitaldiener spritzten ununterbrochen Karbolsäure auf die Bretter und zwischen die Lager, auf denen die Kranken lagen. Die meisten der Kranken wurden bereits mit karbunkelartigen Schwellungen eingeliefert. Dr. Spindler ging von einem zum anderen. Mit zurückgebogenem Kopf tastete er die Lymphdrüsen ab, schnitt Pestbeulen auf, drückte den Eiter heraus. Die beiden Schwestern halfen ihm durch Vorhalten von Gefäßen mit Sublimatlösung.

Während Grete dem Kranken eine herzstärkende Injektion gab, stand Dr. Spindler schon bei dem nächsten Kranken. In jeder einzelnen Baracke arbeiteten zwei Ärzte und zwei Pflegerinnen. Acht Baracken standen in dem Pestspital, in jeder Baracke waren zweihundert Kranke untergebracht. Und in der Stadt starben täglich hunderte!

Eine eigene Baracke war für die in Suijuan erkrankten Europäer und Amerikaner bestimmt. Es gab nur wenige Weiße in der Stadt, die meisten hatten Suijuan zu Beginn der Pest fluchtartig verlassen. Zwei Amerikaner waren gestorben, acht weiße Kaufleute und Ingenieure lagen noch krank, aber auf dem Wege der Besserung.

„Laßt euch von den Kranken nicht anhusten", sagte Dr. Spindler immer wieder zu den beiden Schwestern. „Die Fälle von Pneumonie mehren sich. Wenn wir nur Bubonenkranke allein hätten, wäre es das reinste Vergnügen. Cardiazol bitte und etwas rascher!"

Die Hitze in den Baracken war unerträglich. Die Sonne brannte auf die teergetränkte Dachpappe, welche die Hitze direkt in sich auffog und nach dem Inneren der Räume weitergab. Dr. Spindler schwitzte unter seiner Gesichtsmaske.

Grete bewunderte ihn. Es wäre feige und erbärmlich, wenn ich ihn und Schwester Ellen jetzt allein ließe, dachte sie. Die beiden müßten dann auch meinen Dienst übernehmen. Jetzt gibt es für mich nur das eine, meine Pflicht zu tun. Es ist alles nicht so schlimm, viel weniger schlimm, als an der Seite Mr. Wyatts das Leben einer behängten Puppe zu führen. Hier bin ich wenigstens unter Menschen.

Das Mittagessen nahmen sämtliche Ärzte mit den Pflegerinnen gemeinsam ein. Grete merkte, daß heute zwei Stühle leer waren. Zwei Pflegerinnen und ein Arzt waren bereits gestorben. Die leeren Plätze, das bedeutete: Wieder zwei neue Erkrankungen. Trotz allen Sublimates, trotz täglicher Bäder.

Dr. Spindler war hier das treibende Element. Sein Spott ergoß sich ohne Rücksicht auf jeden, dem die Suppe nicht schmeckte. Es waren deutsche, englische und französische Ärzte hier, in drei Sprachen konnte Dr. Spindler die Tischrunde zum Lachen bringen. Er machte nicht einmal mit seinen Späßen vor dem gefürchteten Chef, vor Dr. Sharp, Halt.

„Ein Engländer soll endlich das erste wirksame Pestserum gefunden haben", erzählte Dr. Spindler zwischen Suppe und Fleisch, eine Mischung, die in großen Pillen verabfolgt wird."

„Pestserum in Pillen? Gänzlich unbekannt", warf Dr. Sharp von der Spitze des Tisches ein. „Wahrscheinlich einem Reporter-Gehirn entsprungen."

„Nein", sagte Dr. Spindler, „eine Art Thermitmischung. Wird in Fliegerbomben eingefüllt und auf die Stadt abgelassen, in der die Erkrankungen zugenommen haben. Entwickelt 2000 Grad Hitze. Jede weitere Ansteckungsgefahr ausgeschlossen!"

Dr. Spindler hatte wieder einmal die Lacher auf seiner Seite.

„Sie waren doch schon einmal im Pestspital?" fragte einer der jüngeren Ärzte Dr. Spindler. „Haben Sie niemals Angst gehabt?"

„Gewiß", gab Dr. Spindler zur Antwort, „heute habe ich zum Beispiel Angst. Sehr sogar. Daß Sie mir nicht die zehn Dollar zurückgeben, die ich Ihnen gestern geborgt habe."

„Dr. Spindler hat mit seinen Thermitbomben nicht einmal so unrecht", sagte Dr. Sharp. „Solange wir nicht die Ratten mit ihren gefährlichen Flöhen ausrotten, können wir die Seuche nicht eindämmen. Es sollen übrigens neue Rattenmittel unterwegs sein, zusammen mit den amerikanischen Medikamenten. Ein Amerikaner bringt die Sendung selbst in die Stadt. Man hat ihm genügend Bedeckung versprochen."

„Muß ein Bombenkerl sein", ließ sich einer der jüngeren Ärzte vernehmen, „dazu gehört Mut!"

„Wir können froh sein, daß diese Sorte Mensch nicht ausstirbt", sagte Dr. Sharp. „Der Mensch scheint es aus reinem Idealismus zu machen. Ein Mr. Wyatt aus Hongkong. Ist Ihnen nicht wohl, Schwester Grete?"

Dr. Spindler hatte sich bereits um die ohnmächtige gewordene Grete bemüht. Mit Dr. Roeder, einem jungen deutschen Arzt, trug er die bleich gewordene aus dem Saal.

„Die Hitze . . .", meinte Dr. Sharp. „Die Hitze oder . . .?"

„Donnerwetter!" sagte Dr. Spindler, als Grete zu sich gekommen war. „Sie haben mich schön erschreckt. Nur keine Dummheiten. Hier wird dem jungen Manne schon die Liebe vergehen, wenn er erst einmal unseren Kalkhaufen zu Gesicht bekommen hat. Wissen Sie, bei all seiner Gemeinheit, imponieren tut mir der Kerl doch. Wollen Sie sich nachmittags ausruhen?"

„Nein", sagte Grete fest, „es ist mir schon viel besser. Die Kranken auf Saal IV müssen ihre Injektionen bekommen."

Dr. Spindler begleitete Grete hinüber. Die Hitze hatte noch zugenommen. Der Geruch, der aus den Baracken strömte, hätte den stärksten Mann zu Boden geworfen. Die Ärzte waren an diesen Geruch gewöhnt.

„Ich sehe jetzt nach unseren europäischen Kranken", sagte Dr. Spindler", ich komme sofort nach. Wollen wir Mr. Wyatt ein Transparent zum Willkommen aufrichten? Oder soll ihn ein Gesangschor empfangen? Chor der Pestschwestern mit Gesichtsmasken?"

Aber Grete hatte seine letzten Worte nicht mehr gehört. Sie hatte sich die Hände an die Ohren gehalten und war davongeeilt.

„Hoffentlich schwimmen unsere Medikamente schon auf dem Hoangho!" sagte Dr. Sharp, als Dr. Spindler im Gang mit ihm zusammentraf.

*

„Es ist schwer, die Mannschaft für unsere Dschunke zu bekommen", sagte Seutschan zu Mr. Wyatt.

„Wozu sind Sie mein Vertreter, wenn Sie nicht einmal einige Matrosen aufzunehmen verstehen? Haben die Leute Angst?"

„Es ist nicht die Angst vor der Pest im Norden. Es ist die Angst vor den Räubern. Sie überfallen jede Dschunke und nehmen alles, was sie brauchen können."

„Ich denke, mit unseren Gesichtsmasken und Injektionsspritzen können sie bestimmt wenig anfangen", sagte Mr. Wyatt.

„Ich mache Ihnen einen Vorschlag", meinte jetzt Seutschan. „Es ist am besten, wir nehmen gleich zwei Dutzend Hoangho-Piraten auf. Wenn das Geld keine Rolle spielt, so ist es besser, von vornherein mit den Räubern zu paktieren. Größere Geldbeträge und Ihre Scheckbücher lassen Sie in Fuku zurück."

„Machen Sie das, wie Sie wollen. Die Hauptsache ist, daß ich in zwei Stunden meine Kisten auf der Dschunke

Seutschan brachte es wirklich zu Wege, binnen zwei Stunden zwei Dutzend echter Flußpiraten anzuwerben.

habe."

Die Dschunke besaß einen kleinen Raum, in dem Mr. Wyatt ungestört für sich sein konnte. An der einen Seite war der Kang, das chinesische Bett angebracht. In der Mitte des Raumes stand ein Tisch. Zwischen Tauen, Stangen und Rudern tummelten sich chinesische Matrosen in blauen Kattunhosen. „Es sind die zuverlässigsten Flußräuber, die ich aufgetrieben habe", sagte Seutschan.

„Saitien! Auf Wiedersehen!" riefen die Leute in Fuku der davonsegelnden Dschunke nach. „Möge euch Friede beschieden sein, mögen vorteilhafte Winde euch begleiten!"

Auf den Dämmen neben dem Strom wanderten Kamelkarawanen dahin. Der Wasserspiegel des Flusses lag höher als das Land hinter den Dämmen. Stundenlang ging es nach Norden.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichtliche Indiskretionen.

Von Dr. Max Kemmerich.

Nicht selten gibt uns eine charakteristische, gut pointierte Anekdote eine bessere und vor allem lebendigere Vorstellung von einer Persönlichkeit, als eine langatmige, womöglich noch langweilige Biographie. So lehren uns auch Kostproben, die wir aus der Fülle des historischen Geschehens herausgreifen, den Geist der Vorzeit oft richtiger erkennen, als man wohl vermuten sollte. Wir finden dann zu unserer Überraschung, wie falsch das Bild war, das wir bisher in uns trugen. Das gilt von Zuständen ebenso wie von Personen. In diesem Sinne schrieb ich meine Kulturkuriosa.

Wer in Richard Wagners „Tannhäuser" die strahlend schöne junge Landgräfin in die Halle der Wartburg schreiten sieht, wird gut daran tun, vor der historischen Wahrheit die Augen zu verschließen. Denn sonst bliebe nicht viel mehr übrig vom schönen Schein. War doch die Heilige Elisabeth, eine der verehrungswürdigsten Frauengestalten unseres Mittelalters, — unsauber. Aus Gründen der Askese badete sie nie. Als die störenden Begleiterscheinungen dieses Dauerzustandes der Umgebung ein Zusammensein mit ihr unmöglich machten, entschloß sie sich endlich auf inständiges Bitten hin, ein Bad zu nehmen. Kaum aber hatte sie mit den Füßen das Bad berührt, als sie sich schon wieder anders besann. Sie zog den Fuß zurück und tat reuig Buße. Gerade weil das hohe Mittelalter hohen Wert auf Körperpflege legte — im Unterschiede zum 16. und den folgenden Jahrhunderten — galt der Verzicht auf Bäder als besondere Kasteiung, und damit als Gott besonders wohlgefälliges Werk.

Nicht lange vorher — es war im Jahre 1185 — hatte König Philipp August von Frankreich einmal das Bedürfnis, frische Luft zu schöpfen. So trat er ans Fenster seines Pariser Palastes, unglücklicherweise gerade in dem Augenblick, als einige Wagen vorbeifuhren. Der infolge des aufgewühlten Straßenschmutzes verursachte Gestank war so fürchterlich, daß der König ohnmächtig umfiel. Man hätte erwarten sollen, daß er einigermaßen die Ausdünstungen seiner Residenz gewohnt gewesen sei.

Kaiser Friedrich III. wäre es um Haares Breite 1485 noch schlimmer ergangen. In Reutlingen wäre er mitsamt seinem Pferde im Straßenschmutze beinahe versunken. Da anzunehmen ist, daß die Stadt auf den allerhöchsten Besuch entsprechend gerüstet war, läßt sich ungefähr vorstellen, wie es in normalen Zeiten um die Sauberkeit der Städte bestellt war.

Aber auch in den herrlichen Königspalästen, die im 16. Jahrhundert in Frankreich entstanden, herrschten recht unsaubere Sitten. Niemand tat sich irgend einen Zwang an, so daß es zwar in allen Sälen stärker als Rosen roch, aber nirgends besser. Ähnlich blieb es sogar noch in den Zeiten Ludwig XIV., wie die Briefe der Liselotte von der Pfalz beweisen.

Die Gemahlin Kaiser Maximilians I. konnte einmal eine Gesandtschaft nicht empfangen, weil ihre gesamte Wäsche verpfändet war. Selbst wenn wir nicht an das „isabellfarbene" Hemd der spanischen Königin denken, war die Frage der Leibwäsche recht unvollkommen gelöst.

Spanische Granden, die oft über Tausende von silbernen Tellern und Platten verfügten, besaßen nur ein einziges Hemd. Wurde es gewaschen, dann mußten sie eben zu Bett bleiben, oder ohne Hemd ausgehen.

Kaiser Karl V. sah man nicht leicht an, daß in seinem Reiche die Sonne nicht unterging. Er kleidete sich so schäbig, daß ihn einst ein Troßknecht, den der Kaiser unerkannt hart angefahren hatte, windelweich verprügelte. Er dürfte der erste und letzte römisch-deutsche Kaiser gewesen sein, der mit dem Stock Bekanntschaft machte. Nur den inständigen Bitten der Kurfürsten war es zu danken, daß er in einer Anwandlung von Seelengröße den groben Kerl begnadigte.

Züge von Ritterlichkeit finden sich zwar vielfach im alten Recht, selten aber in den täglichen Umgangssitten. Siegfried hat seine Krimhilde tüchtig maulschelliert. Und das fand man ganz in Ordnung. Noch viel weitergehende Rechte den Frauen gegenüber vertrugen sich mit den Anschauungen von Schicklichkeit. Der fahrende Ritter, der seinen Gegner vom Pferde stach, durfte ohne weiteres sich dessen Geliebte, die ja zumeist mit ihm zog, zu eigen machen. Darunter litt seine Ehre in keiner Weise.

Noch im Jahre 1757 wurde ein Schweizer Rittmeister seines Kommandos enthoben, weil er behilflich gewesen war, ertrunkene Pferde aus einem Flusse zu ziehen, ohne dabei zu bedenken, daß er zugleich mit einem Scharfrichter das Seil berührt hatte. Auch im Bürgertum, zumal in den Zünften, die so rein sein mußten, „als wären sie von den Tauben gelesen", herrschten überaus strenge Ehrbegriffe. Hatte ein Zunftgenosse auf irgend eine Weise einen Hund getötet, dann wurde ihm das Handwerk gelegt, das heißt, er mit seiner Familie brotlos gemacht. Das galt bis 1731 als Gesetz. Als im Jahre 1690 ein Bauernsohn in Bunzlau um Aufnahme in die Schneiderzunft nachsuchte, wurde sein Gesuch mit der Begründung abgelehnt, daß seine Großmutter, als sie noch ledig gewesen war, ein uneheliches Kind, von dem er selbst aber nicht abstammte, gehabt habe. Die Tuchmacherzunft in Grünberg schloß einen Lehrling aus, weil seine Mutter im Dreißigjährigen Krieg genotzüchtigt worden war. Erst anno 1773 hob Kaiserin Maria Theresia die Verfügung auf, die Adligen verbot, als Maler, Bildhauer, Kupferstecher oder Architekten berufstätig zu sein. Bis zur deutschen November-Revolution war in Bayern die Führung von Adelsprädikaten auf Firmenschildern verboten. Auch hatten Militärärzte bei Hof so wenig Zutritt, wie die Gattinnen der Minister, sofern sie nicht von adliger Geburt waren.

Rixe, das Fohlen.

Tiergeschichte von Kurt Knaak.

Weit ist die Pferdekoppel, so weit, daß man von einem Ende nicht bis zum anderen sehen kann. Breites Wiesengelände schließen die kiefernen Stangen des Zaunes ein, Suche und verwachsene Tümpel umgürten sie, und hin und wieder erhebt sich ein kleiner Hügel inmitten der grünen Ebene.

Auf solch einem Aufwurf wurde das Fohlen „Rixe" geboren. Als der Hofbesitzer nach dem Rechten schauen wollte, hatte die Mutterstute ihr Füllen bereits mit der Zunge getrocknet.

Prächtig gedieh das Stutfohlen. Kastanienbraun schimmerte sein wolliges Fell, seine Läufe wurden unterhalb des Handgelenkes zusehends schwarz. Zierlich formten sich die hellen Hufe.

Es war ein munteres Wesen, das gleich vom ersten Lebenstage an auf seinen knotigen Stöckelbeinen lustige Sprünge wagte. Am meisten ergötzten sich daran die Kinder; denn das Neugeborene ließ sich anfassen und streicheln. Es beschnupperte ihre Hände und knabberte mit seinen zahnlosen Kiefern daran, daß der Knabe und das Mädchen hellauf kicherten. Bald faßte das Fohlen Vertrauen zu den jungen Menschen und begann zu scherzen und sich mit ihnen zu necken.

Ängstlich wachte die Stute darüber, daß dem Fohlen kein Leid widerfuhr. Die Alte brauchte aber bald keine Bange mehr darum zu haben: Eines Tages sauste es in seinem Übermut so ungestüm um die Stallecke, daß es die Geschwister, die dort im Sonntagsstaate Posto gefaßt hatten, kurzerhand umriß. Großes Wehklagen erhob sich darob.

Von nun an war Rixe ganz der Mutter wiedergegeben. An ihrer Seite durchmaß sie die Koppeln, lernte die saftigsten

Futterstellen darin kennen, unterschied den verschiedenartigen Geschmack des Tränkwassers und wußte bald, wo es sich in der glühenden Mittagshitze am besten ruhen ließ. Dort fanden sich dann auch die übrigen Pferde, die Mutterstuten mit ihren Fohlen und die Wallache ein.

Nixe schaute gern auf ihresgleichen, und zu gewissen Zeiten gelang ihr auch mit den braunen, schwarzen und falben Füllen manch ein lustiges Haschen und Springen. Dann blähte sie die Nüstern und ließ ein fröhliches Wiehern hören, um der Mutter ihr Wohlbehagen kundzutun, und immer antwortete diese, war sie auch noch so fern.

Überhaupt, auf die junge Stute konnte sich das Fohlen verlassen. Eines Tages sollte es dies ganz besonders spüren.

Der Koppelzaun war an einer Stelle zerbrochen und von der Nachbarwiese ein junger Bulle eingedrungen. Nixe sah sich plötzlich dem schwarzweiß gefleckten Hornträger gegenüber.

Sie verlangsamte den Schritt. Mit langem Halse trat sie näher. Von ferne hatte sie dergleichen breitgestirnte Gesellen schon gesehen, über ihre Wesensart kannte sie sich aber noch gar nicht aus. Ein scharfer Geruch strömte von ihm aus. Es roch nicht nach Pferd. Darum war sie noch ganz verblüfft, als der Ausreißer sie sofort mit hocherhobenem Schweife und tiefgesenkten Hörnern angriff. Der weiche Humusboden zitterte unter seinen wilden Galoppsprüngen. Das junge Pferd sprang gewandt zur Seite und stieß einen gellenden Schrei aus. Sofort wurde ihm Antwort, und in gestrecktem Galopp sprengte die Mutterstute herbei. Hart am Bullen sauste sie vorbei, und ehe er es sich versah, knallte sie ihm einen derben Hufschlag gegen die Rippen. Dumpf dröhnte sein Rumpf. Der Gehörnte keilte gleichermaßen aus, aber vor Schmerz, und sank stöhnend auf die Hinterhand. Dann trottete er, sich wieder erhebend, langsam davon.

Die Stute beroch ihr Fohlen, knaupelte ihm liebkosend die Mähne, leckte ihm die Lippen, Hals an Hals standen Mutter und Tochter lange beisammen und schauten dem Gestraften befriedigt nach.

Als im Winter der Frost die Wasserflächen der Koppel in seinen Bann schlug, rutschte Nixe, das Fohlen, infolge seiner Unvorsichtigkeit aus und mußte mit Stricken wieder aufgehoben werden. Es hatte sich das Sprungbein geprellt, so daß es einige Wochen den Stall hüten mußte. Ständig blieb die Stute bei ihrem Kinde, linderte seine Schmerzen durch Beschnuppern und Betasten mit der warmen Zunge. Kein Wunder, daß die Heilung gut vonstatten ging und Mutter und Tochter schließlich wieder auf die frühlingsgrüne Koppel zu den anderen Pferden hinausziehen durften.

Da nahte vor der Roggenernte ein Tag, da ein fremder Mann den Gutshof besuchte. Er ließ sich besonders die Füllen vorführen, tippte auf dieses und jenes, lobte den Bau, die Gangart, während er ununterbrochen die Namen und allerlei seltsame Zeichen, auch Ziffern in sein dickes Notizbuch schrieb.

„Also abgemacht", sagte er.

Die Pferdestute und Nixe, ihr Fohlen, schauten indes durch den Zaun und scheuerten sich erwartungsvoll die Nasen am Holz.

Gegen Mittag trieb sie ein Knecht aus der Umzäunung. Die Stute wollte nicht recht, schließlich aber folgte sie der voranziehenden Herde. Ein Stück Weges schritten sie dahin, an den Seiten die Füllen. Dann wurden sie in ein eisernes Gatter gebracht.

Mehrere Eisenbahnwagen fuhren auf einem Schienenstrange bis zu einer Rampe vor, wohin vom Gatter ein schmaler Durchlaß führte. Im Nu hatte jedes Fohlen eine Hanftrense über den Kopf, und ehe es sich versah, faßten zwei starke Arme treibend seine Hinterhand, indes ein Mann vorn am Stricke zog. Einige ungeschickte, abwehrende Sprünge, und die Füllen waren im Waggon festgebunden.

Nixe war das letzte Fohlen. Soeben wurde es von den Knechten vorwärtsgedrängt. Es wollte nicht und schlug aus. Die Mutterstute wieherte. Im gleichen Augenblick riß sich das junge Tier aus den Händen seines Begleiters, setzte sich zur steilen Kerze auf und schrie laut und hell. Angstvoll wieherte die Mutter, dann zog man die Rückschauende von dannen, während die Männer unter rauhem Hallo das wieder eingefangene Pferdchen gewaltsam in den dunklen Wagen schoben.

Die Lokomotive pfiff, und der Zug setzte sich in Bewegung. Aus den hohen Wagenluken schauten die Fohlen zu ihren Müttern hinüber und wieherten leise. Nur ein gellender Schrei tönte auf. Da blieb die Pferdestute stehen, eine Faust riß an ihrem Zügel, sie merkte es nicht, in ihrem Innern tobte ein unbekannter Schmerz . . .



Die Hochzeit der Reiterin.

In Felixstowe in England erregte es dieser Tage nicht geringes Aufsehen, als eine 24jährige Reitlehrerin auch bei ihrer Trauung nicht ihre geliebten Pferde entbehren zu können glaubte. Sie erschien in der Kirche in einem Reitkostüm mit gelben Reithosen, und auch ihr Bräutigam war als Reiter gekleidet. Sechs Pferde, die von einem kleinen Mädchen auf einem Ponny geführt wurden, geleiteten die Braut zur Kirche. Als die kirchliche Feier vorüber war und die junge Frau aus der Kirche kam, schwang sie sich sofort ebenso wie der junge Ehemann in den Sattel und ritt zu dem Empfang der Gäste, der in einem Hotel abgehalten wurde. „Da wir uns auf dem Pferderücken ineinander verliebt haben, hielten wir es für richtig, auch eine Reiterhochzeit abzuhalten", erklärte die junge Frau.

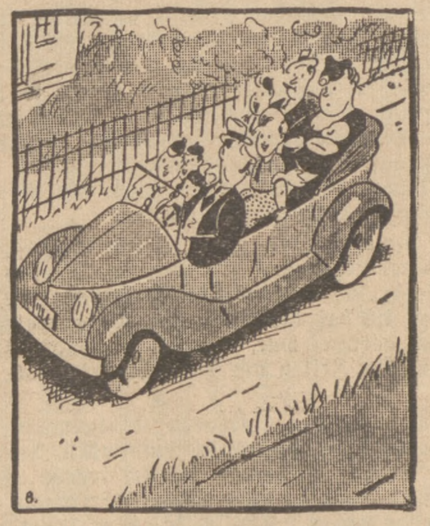
Mädchen=Latein.

Vor Jahren wurde in einer höheren Mädchenschule Süddeutschlands versuchsweise die lateinische Sprache als obligatorisches Unterrichtsfach eingeführt. Daraufhin veröffentlichte ein Spötter in dem „Intelligenz=Blatt" des Kreises nachstehenden boshaften Erguß:

„Wir finden diese Einrichtung recht schön und praktisch und haben nur noch den einen Wunsch, es möchten künftig als Ergänzung an den deutschen Gymnasien und Universitäten die Studenten auch im Nähen und Stricken unterrichtet werden. Wie schön wäre es dann, wenn an den langen Winterabenden den Familienvätern, während sie Strümpfe strickend und stopfend bei der Lampe sitzen, ihre Frauen dabei aus dem Tacitus vorlesen könnten, was die alten Deutschen doch für Männer waren!"



Die große Familie.



„Bist du auch sicher, daß wir alle hier sind — — ich habe noch immer Platz zum schalten?"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.